

Unterhaltungs-Blatt.

Erscheint wöchentlich einmal als unentgeltliche Beilage der „Ostdeutschen Presse“ und deren Separatabdrücken.



Verlag und Rotationsdruck der Gruenauerschen Buchdruckerei Otto Grunwald. Verantwortl. Redakteur H. Singer, Bromberg.

Bromberg, Donnerstag, den 20. März 1902.

(Nachdruck verboten.)

Das Zirkuskind.

Roman von Emma Merkel.

(Fortsetzung).

Als sie in die Bude zurückkehrten, war das Seil bereits gespannt; Dahla verneigte sich vor dem Publikum mit linkschen Fußhändchen. Neugierig, halb mitleidig, halb bewundernd folgten die Augen dem Kinde, das die Leiter emporstieg, dann die kleinen Füße vorwärts setzte auf dem schwanken Untergrund. — In der Mitte des Seiles angekommen, blieb die Kleine still stehen, grüßte wieder nach allen Seiten und senkte dann langsam die Kniee. Trotz des frivolen Aufputzes lag's wie ein Schimmer von Poesie über der Kindergestalt, die da oben, knieend, mit gefalteten Händen in der freien Luft schwebte. So rührend unschuldig blickte das schöne Gesichtchen vor sich hin, daß Adele unwillkürlich an einen Engelskopf Guido Renis denken mußte, ohne in diesem Moment den furchtbaren Kontrast dieser Umgebung zu fühlen. Ein Beifallsklatschen dankte dem geschickten Persönchen, das nun, rückwärts schreitend, eine neue Probe seiner schwindelfreien Gewandtheit ablegen mußte.

Schon war die Kleine an die Leiter zurückgekehrt. Ein neues Bravorufen erklang; der Direktor schrie dem Kinde ein Wort zu, und gehorsam betrat dasselbe noch einmal das Seil. Ein Wägelchen wurde emporgereicht, das die kleine Luftkünstlerin über den schmalen, schwanken Weg zu fahren hatte. Wieder herrschte lautlose Stille im Zirkus; alle Augen waren in die Höhe gerichtet. Aber plötzlich hörte man in der tiefen Stille eine barsche, zornheißere Stimme rufen:

„Schämst Du Dich nicht, Du elender Schlingel. Im Zirkus muß ich Dich suchen, bei den Seiltänzern. Warte nur!“ —

Und dann den gedämpften Aufschrei eines Knaben unter einem schweren Schlag. Es war Hans, der von unbezwinglicher Sehnsucht getrieben, sich von Hause fortgeschlichen hatte, um auf dem letzten Platz der Bude, in athemloser Spannung der Vorstellung zu folgen. Das kleine Mädchen in seinem wohlfeilen Theaterflitter, das da oben in der Luft schwebte, schien ihm nicht bloß der Höhepunkt des Abends, sondern das Schönste, was er überhaupt je gesehen. In ganz weltentrückter Begeisterung folgte er ihren Bewegungen, als ihn die auf seine Schulter niederfallende Faust seines Stiefvaters in sehr rauher Weise in die Wirklichkeit zurückrief.

Dahla mochte die Stimme ihres kleinen Freundes von gestern erkannt haben. Unwillkürlich warf sie einen Blick in die Tiefe. Man sah die Gestalt schwanken, ein Händchen, wie Halt suchend, in die Luft greifen. — Ein Schrei aus einem Frauenmunde gellte durch den Raum. Man sprang entsetzt empor, man rief durcheinander in der Verwirrung des Schreckens. Wie ein krankes Vöglein,

von den hellen Rücken wie von glitzernden Flügeln umflattert, war das Kind aus der Höhe herabgestürzt.

Regungslos, wie todt, lag es in dem Sicherheitsnetz, das unter dem Seile gespannt worden, mit den Händen noch krampfhaft das Wägelchen festhaltend, das Köpfchen fast verdeckt von dem massigen, wild auseinander flutenden Haar. Im Zuschauerraum entstand ein Drängen, Zanken, in das sich Kinderweinen mischte.

Der Direktor bat mit finsterem Gesicht ruhig auf den Plätzen zu bleiben, die Kleine sei nur ohnmächtig; die Vorstellung werde ihren programmäßigen Verlauf nehmen.

Adele war von einem mächtigen Gefühl des Mitleids getrieben, über die Rampe herabgesprungen, die die Sitzplätze von dem Zirkus trennte und stand neben der kleinen Ohnmächtigen, als der zufällig anwesende Arzt sie aus dem Netze nahm und die zarten Glieder prüfte.

„Das Kind muß sofort in ein ordentliches Bett gebracht werden und bedarf längerer Pflege,“ erklärte er, zu dem Direktor gewendet, der seine üble Laune über den Vorfall nicht verbarg und nach dem Clown, dem Vater des Kindes, rief. Adele hörte heftige Scheltworte; ein ungeduldiges Fluchen.

„Wir reisen in zwei Tagen. Eine Krankenstube habe ich nicht in meinem Wagen. Du kannst Dich zum Teufel scheren mit Deinem Esel und Deinem Kind.“

Darauf kam der verstörte, vor Schrecken zitternde Signor Bianchino zum Vorschein, ein dem Tode Verfallener, dessen abgezehrte Züge um so erschütternder wirkten unter der barocken spitzen Pierrot-Mütze und der roth und weißen Schminke. Ein Schauer lief Adele über den Rücken.

„Wenn kein Bett da ist, muß das Kind ins Spital,“ brummte der Arzt.

„Nein — ich will es zu mir nehmen, auf meine Villa. Man soll nach meinem Wagen schicken,“ erklärte Adele mit plötzlichem Entschluß.

„Ich fliege, Ihren Befehl auszuführen, gnädige Frau. Sie haben das Erbarmen eines Engels,“ rief Stjezanel, der Adele gefolgt war. Sie bemerkte erst jetzt seine Nähe. Er war es, der endlich das Kind mit Kraft und Gewandtheit auf seinen Arm nahm, in den herbeigerufenen Wagen trug und mit der noch immer leblosen Kleinen auf dem Schoß neben der schönen Frau Platz nahm.

Adele dankte ihm zum ersten mal mit einem freundlichen Blick. Jan sagte sich mit heimlichem, leidenschaftlichem Aufjubeln, daß er in einer Stunde seinem Ziele unglaublich rasch näher gerückt sei. In später Abendstunde betrat er wie ein vertrauter Freund die Villa der einsamen Frau. Nun galt es, die Fügung des Zufalls mit Geschick zu nützen. Stjezanel wußte sich auch in den nächsten Tagen durch seine Dienstleistung unentbehrlich zu machen. Er übermittelte in Frau von Vorkhardts Auftrag dem Vater des Kindes

eine Summe, die ihn vor der äußersten Noth schützen konnte und zog über dessen Vorleben Erkundigungen ein. Er erfuhr aus dem Munde des kranken Clowns, daß dieser guter Leute Kind gewesen, eine Beamtenstelle inne gehabt, bis ihn die Liebe zu einem leichtfertigen Weibe ins Verderben gelockt hatte. Um ihretwillen hatte er die Liebe der Eltern, Heimat, Stellung, Ehre verloren, bis ihm nichts übrig geblieben war, als in der herumziehenden Bude sein Leben zu fristen. Die Frau hatte ihn und das Kind verlassen und war einem reicheren Liebhaber nach Paris gefolgt.

Udele vernahm diesen Bericht mit dumpfem Entsetzen. Vor dem schönen, blassen Kindergesichtchen war in ihr der Wunsch erwacht, die verwahrloste Kleine an Stelle des verlorenen Liebblings im Hause zu behalten. Nun aber schwankte sie in diesem Entschluß. Es graute ihr vor der Mutter, die noch lebte, vor dem Erbtheil, das dieses Kind wohl im Blute trug.

So lange Dahla, die das Füßchen gebrochen hatte, zu Bett liegen mußte, war sie still und brav gewesen; doch sobald sie sich wieder bewegen konnte, erwachte ihr in dem ungewohnten Wohlleben ein wilder Uebermuth. Der kleine Wildling, der bisher nur an Schläge gewöhnt gewesen, war mit Güte einfach nicht zu zügeln. Frau von Lockhardt aber verlor jedwede Freude an dem unbändigen kleinen Geschöpf, als sich herausstellte, daß das Kind heimlich aus dem Zimmer gelaufen war und in einem Laden die Korallenkette, die sie ihm geschenkt, verkauft hatte. Als man Dahla frug, was sie mit dem Gelde gethan, schüttelte sie den Kopf, leugnete erst hartnäckig, behauptete, sie habe die Kette verloren und schrie dann endlich in ausbrechender Wildheit, indem sie trotzig mit den Armen um sich stieß:

„Ich sage es nicht. Ich sage es nicht. Thun Sie mir, was Sie wollen. Ich sag's nicht.“

Dahla hatte, seit sie am Fenster liegen durfte, tagtäglich den Knaben, der sich mit einer Dütte verzuckerter Mandeln ihr Herz gewonnen, auf seinem Wege zur Schule vorübergehen sehen; zuweilen mit einem recht traurigen Gesicht, einmal mit einer ganz verschwollenen Wange. Er hatte oftmals zu ihr heraufgeblickt und ihr mit Zeichen zu verstehen gegeben, daß er Schläge bekomme, daß er fort wolle. In der Langeweile des vornehmstillen Hauses war es dem einsamen Kinde immer mehr zum brennenden Wunsche geworden, dem Knaben zu helfen, ihm das Geld, das er für eine Reise zu seinem Vormund brauchte, zu verschaffen. Udele aber, die ihr manches Geschenk machte, gab ihr niemals Geld; so fand Dahla es ganz natürlich, daß sie die Korallenkette, die ihr auch nicht besser gefiel als die falsche, die sie im Zirkus getragen hatte, für ein paar Guldenzettel umtauschte. Die Heimlichkeit machte ihr Spaß und vor einer Lüge hatte das schlecht erzogene Mädchen nicht den geringsten Abscheu.

Hans fuhr ordentlich zusammen, als eines Tages die nun ganz elegant herausgeputzte, kleine Seiltänzerin athemlos mit flatternden Locken ihm nachgesprungen kam:

„Da hast Du das Geld. Nun kannst Du fortreisen.“

„Woher hast Du's? Hast Du's geschenkt bekommen?“

Dahla nickte verlegen und huschte fort; aber Hans faßte sie noch am Ärmel: „Du darfst es niemand sagen, daß ich fort will. Sonst haut mein Stiefvater mich vorher todt.“

Standhaft hatte das kleine Mädchen dann geschwiegen.

Am andern Tage aber schon verschloß sich ihr die Thür der schönen Villa und sie wurde fortgebracht in eine Erziehungs-Anstalt.

Der Winter sank über die kleine Stadt herab; der ernste, gewaltige, düstere Winter der Verge. Zur Verwunderung der Nachbarn wurden diesmal die Fenster der Lockhardtschen Villa nicht wie sonst vor Weihnachten geschlossen. Bisher war die schöne Witwe stets zu dem Fest nach Wien zu einer Freundin gereist und erst im Frühjahr wiedergekehrt. Nun aber blieb sie in ihrem einsamen Heim, hielt sich fern von jeder Geselligkeit und sauste nur zuweilen

im Schlitten an den neugierigen Menschen vorüber, für die die reiche Villenbesitzerin stets einen beliebten Gesprächsstoff abgab.

Auch über das Ueberwintern der schönen Frau in der stillen Stadt tauchten allerlei Vermuthungen auf.

Selbst die Offiziere zerbrachen sich den Kopf über diese Laune, die ihnen sehr wunderlich und unbegreiflich dünkte, da sie sich fast alle lebhaft nach den Freuden einer Hauptstadt sehnten.

„Es gäbe wohl Leute, die dieses Räthsel zu lösen wüßten,“ flüsterte Leutnant Strükel eines Abends in angeregter Weinlaune mit einem vielsagenden Lachen.

Sein Freund Stzezanek war nicht anwesend. Er kam meist zu sehr später Stunde in das Kasino. Es hieß, daß er seine Abende bei einer schönen Dame zubringe. Nach dieser Bemerkung seines jungen Verehrers war man über den Namen der Dame nicht mehr im Zweifel und neckte Jan mit seinem heillosen Glück, was er sich, mit lachender Abwehr wohl, aber sichtlich mit gutem Humor gefallen ließ. Allmählich lief dann durch die nach Unterhaltungsstoffen hungernde Stadt das Gerücht, Frau von Lockhardt sei in einen hübschen, jungen Offizier verliebt, der an manchem Abend als heimlicher Gast in die einsame Villa komme, und es sei nun freilich nicht zu verwundern, daß sie der eifigen Winterkälte diesmal so gerne Trost biete, wenn ihr in ihrem Heim die Rosen der Liebe erblühten. Von Mund zu Mund war das Geslüster gegangen, als es erst dem Rittmeister zu Ohren kam. Er hatte seine Abende viel zu Hause in ernstem Studium zugebracht und besuchte nur selten die Gesellschaft der Kameraden. Und nun hörte er, wie man hier am offenen Tisch den Namen der Frau, die er im Stillen liebte, mit frivolem Lachen nannte, wie man von ihrem Günstling sprach und sich's wie einen gelungenen Witz erzählte, daß man dem glücklichen Oberleutnant wieder zu später Stunde im Bereich der Villa begegnet wäre.

Wildenau sprang auf, kreideweiß:

„Das ist nicht wahr! Das ist nicht wahr!“ schrie er mit einer zornheiseren Stimme und schlug die bebende Faust auf den Tisch, daß alle ihn plötzlich verstummend anstarrten.

„Aber er leugnet es ja selber nicht.“

„Wo sollte er seine Abende zubringen, wenn er, auffällig genug, erst gegen zwölf Uhr zu uns kommt und ein Glas Wein hinunterstürzt?“

„Stzezanek's Schatten, Leutnant Strükel, hat ja auch deutlich genug aus der Schule geschwätzt.“

So klang's nach einer Weile von allen Seiten dem Rittmeister entgegen, der immer noch aufrecht am Tische stand, mit schwer athmender Brust und mit dunkel flammenden Augen.

„Um so schlimmer, um so schändlicher,“ rief er mit demselben dumpfen, fremden Ton der Stimme, „wenn er den Ruf dieser Frau nicht besser wahrte, wenn er diesem Verede nicht ein Ende zu machen weiß — und wenn es die Wahrheit wäre. Wenn diese Frau ihn nicht zu hoch steht, um mit ihrer Gunst zu prahlen.“

Dann schob er den Stuhl zurück, riß den Mantel vom Nagel und stürzte hinaus. Hier in der schweigenden Winternacht stieß er einen wilden Schmerzenslaut zwischen den zusammengepreßten Zähnen hervor; er drückte die Hände vor das Gesicht und warf dann wieder grimmig auflachend den Kopf in die Höhe und halte die Faust.

Er hatte sie lieb gehabt, diese Frau. Er hatte immer wieder ringen müssen mit sich selber, um ihr seine Liebe zu verbergen, weil er sich nicht gut genug fühlte für sie, weil er ihr allzu wenig zu bieten hatte, vielleicht auch weil er eine Zurückweisung fürchtete.

Und nun kam ein frecher Geselle und gab sie dem Lachen der Kameraden preis, wie eine galante Abenteuerin. O, pfui! Das man über sie lästerte, das war das Unerträglichste. Das machte ihn toll.

Er schlug sich vor die Stirn in wildem Zorn:

„Es ist ja nicht möglich. Dieser Mensch, dieser —“

Er fand kein Wort, das seinen ganzen Haß, seine ganze Verachtung zusammenfaßte.

Von Eifersucht, Liebe und Groll gemartert, verlebte er eine schlaflose Nacht, eine jener endlosen Nächte, in denen jeder Funke Licht, der das Leben möglich macht, erloschen scheint. Am Morgen aber ward er ruhiger, und nun sagte er sich, daß er nicht bloß schweigend zu verzichten, sondern zu handeln habe.

„Mir ist Freundschaft kein bloßes Wort!“

Seine eigene Versicherung klang ihm wieder im Ohr und mahnte ihn an seine Pflicht, an die Pflicht, Adele zu warnen. Es war undenkbar, daß sie wußte, wie leichtsinnig der Mann, den sie liebte, mit ihrem Rufe umging. Fürwahr, ein schwerer Gang für Wilbenau. Bornabend hätte er vor sie hintreten und ihr sagen mögen: Warum thust Du mir das? Das Schlimmste? Aber er mußte ruhig sein; kein Ton durfte die Bitterkeit, die Enttäuschung, den Neid seines eigenen Herzens verrathen.

Als ihm Adele nun entgegenkam, bleich und traurig mit ihrem süßen Madonnenlächeln, da erschien ihm das Vernommene wie ein böser Traum; und er begriff kaum, wie er den Muth finden sollte, ihr Vorwürfe zu machen und von ihr Rechenschaft zu fordern über die tiefsten Geheimnisse ihres Frauenherzens. Aber dann besann er sich wieder auf die gestern erlebte Szene, die ihm hier, in ihrer Nähe, zum zweiten male das Blut empörte und wie mit Geißelhieben trieb ihn das Gelächter der Kameraden, das ihm noch im Ohre klang, zu einer Aussprache, damit er die Wahrheit höre, aus Adels eigenem Munde.

Sie hieß ihn herzlich willkommen: „Sie haben sich so lange nicht bei mir sehen lassen, Herr Rittmeister,“ sagte sie, ihm einen Platz neben ihrem Sofa anbietend, „Wie geht es Ihnen? Sie sehen bleich und angegriffen aus.“

„Ich komme in ernster Angelegenheit, gnädige Frau,“ erwiderte er, ohne sich zu setzen.

Sie sah ihn befremdet an. Er, der sonst fast übermäßig verschlossene Mann, verrieth eine Aufregung, die sie sich nicht zu erklären vermochte.

„Ich möchte Sie erinnern an die Stunde, da ich Ihnen die Hand darauf gab, daß ich ein treuer, verlässiger Freund für Sie sein wolle. Damals baten Sie mich darum, gnädige Frau. Aber ich weiß nicht, ob Ihre Gesinnungen gegen mich sich nicht verändert haben? Ob Sie nach Ihrer Meinung noch eines Freundes bedürfen? Darum frage ich Sie: Darf ich mich noch als Ihren Freund betrachten?“

„Aber gewiß, Herr Rittmeister. Wozu die feierliche Frage? Was haben Sie nur?“ rief Adele, von seinem seltsamen, fast strafenden Ernst geängstigt.

„Weil ich mir nur als Freund gestatten darf, Ihnen einen Rath zu geben, gnädige Frau, eine Bitte auszusprechen, die Ihr Wohl betrifft.“

„Einen Rath, eine Bitte! O, reden Sie,“ unterbrach sie ihn, neugierig zu ihm aufblickend.

Er sah sich um, ob auch die Thür wohl verschlossen sei, dann trat er nahe an sie heran und sagte leise mit einer Stimme, durch die, wie er sich auch zur Ruhe zwang, dennoch eine tiefe Wehmuth bebte:

„Heiraten Sie den Mann, den Sie lieb haben — es wäre besser!“

„Den ich lieb habe?“ wiederholte sie leise, während ihre Wangen sich mit Blut überzogen.

„Ja, und der zu Ihnen kommen darf an einsamen Abenden, den man um Mitternacht um die Villa schleichen sieht, der es nicht leugnen kann, woher er kommt, weil ihm das Glück zu sehr aus den Augen leuchtet.“

Die letzten Worte waren scharf und bitter geworden. Adele sprang auf; mit weitgeöffneten Augen stand sie ihm nun gegenüber, den Kopf zurückgeworfen, in heißer Entrüstung:

„Und wer wäre dieser Mann?! O, das ist ja unsinnig!“

Er athmete rasch. Mit Hast nahm er ihre Hände in die seinen; er dachte nicht mehr daran, seine Gefühle zu verbergen, er hatte nur noch den bebenden, brennenden Wunsch nach Klarheit.

„O, ich beschwöre Sie, meine Freundin, seien Sie wahr. Wenn es so ist, wenn Stjezanel an den stillen Winter-Abenden Ihr Gast sein darf, dann leugnen Sie nicht, was man sich in der Stadt erzählt von Mund zu Mund. Ich habe ja kein Recht, Sie vor ihm zu vertheidigen, wenn Sie ihn lieben. Aber dann, — machen Sie ein Ende. Rauben Sie der Welt das Recht über die Heimlichkeit zu lästern. Und wenn es nicht wahr wäre —“

Sie hatte ihn sprachlos angehört, mit starrem Blick, mit einem Zittern, das ihr über den ganzen Körper flog.

„Wenn es nicht wahr wäre,“ wiederholte sie nun mit einem bitteren Auflachen. „O, und Sie haben sich meinen Freund genannt. Und Sie schämen sich nicht, an die Märchen zu glauben, die man über mich erfindet. Eine unsinnige, tolle Lüge. Stjezanel mein Gast! Er kam ins Haus, so lange ich das Kind hier hatte, für das er Interesse zu haben schien. Dann als die Kleine fort war, besuchte er mich noch ein einziges mal und sprach mir von seiner Liebe. Seitdem hat er meine Thüre verschlossen gefunden. Ich habe ihn seit vielen Wochen nicht mehr gesprochen, nicht mehr gesehen, kaum an ihn gedacht. Er hatte mir Grauen eingestößt mit der wilden Leidenschaft, mit der er sich mir zu Füßen geworfen. Und Sie konnten glauben — O psui. O, diese Menschen!“

(Fortsetzung folgt).

(Nachdruck verboten.)

Das Klavier einst und jetzt.

Von Dolly Marriot.

Es war im Anfange der siebziger Jahre, als im Berliner Zeughaufe unter dem Protektorat der Kronprinzessin eine kunstgewerbliche Ausstellung stattfand. Dieselbe wurde nicht von Fabrikanten und Künstlern beschickt, sondern es gelangten dabei ausschließlich werthvolle kunstgewerbliche Gegenstände vergangener Zeiten zur Ansicht, die ihre Besitzer für den Zweck hergeliehen hatten. Es befanden sich dort auch mehrere Pianos älterer Konstruktion, darunter ein spinnenbeiniges Spinett aus Ebenholz, mit Silber und Perlmutter ausgelegt. Ich war noch sehr jung damals und besaß, wie viele meines Alters, eine unvernünftige Ueberschätzung alles Neuen. Wenn meine Höhererziehung mich auch einigermaßen befähigte, die schöne Arbeit des Instruments zu bewundern, so erregte dasselbe doch im übrigen meine höchste Verachtung. Mit der Naseweisheit der Backfischjahre machte ich einige thörichte Bemerkungen darüber, die von mehreren zufällig danebenstehenden jungen Mädchen und Herren beifällig aufgenommen wurden. Auch diese gingen an, über das Spinett zu witzeln und einer aus dem Kreise tippte sogar mit spitzen Fingern auf die Tasten, worauf die andern über den dünnen Ton in ein kindisches Gelächter ausbrachen. Da trat eine alte Dame aus dem Publikum hervor, eine mädchenhaft schlanke Gestalt in gewählter Kleidung, auf deren fein gezeichneten, von kurz geschnittenem, schneeweißem Lockenhaar umrahmten Zügen ein matter Rosenschimmer lag, wie von verglühendem Abendroth. Sie setzte sich an das alte Klavier und glitt mit ihren schmalen, weißen Fingern leicht und lieblosend über die Tasten. Eine unendlich süße und fremdartige Melodie quoll darunter hervor, zart und feierlich zugleich. Ich hatte nie etwas Ähnliches gehört, es klang wie Engelsstimmen. Das Lachen und Plaudern ringsum verstummte, alles lauschte andächtig, fast athemlos. Zimmer mehr vergrößerte sich der Kreis um die Spielerin, für die die Außenwelt wie versunken schien. Auf das felsam traumhafte Lied folgte ein graziöses Menuett und auf dies ein Scherzo, heiter und leicht beschwingt, aber doch auch wieder wunderbar ätherisch. Es war das merkwürdigste Konzert, das man sich vorstellen konnte, auf keinem modernen, wenn auch noch so

loftbaren Konzertflügel wäre die Wirkung der vorgetragenen Musikstücke eine so vollkommene gewesen, wie auf diesem alten Spinett. Auf keinen aber machte das Spiel einen so tiefen Eindruck, wie auf einen alten Herrn, der mit gefalteten Händen im Hintergrunde stand. Als die Dame sich erhob und den Saal verließ, sahen wir, wie er ihr folgte und am Ausgange sich ihr vorstellte.

Ungefähr ein Jahr später fuhr ich von Erfurt nach Halle. Im selben Koupee mit mir saß ein altes Ehepaar — die silberhaarige Dame aus der kunstgewerblichen Ausstellung und der vorerwähnte Herr! Offenbar hatte ihr ergreifendes Spiel sie zusammengeführt. Sie hielten ein paar Schachteln voll Blumenzwiebeln auf ihren Knien, die sie in Erfurt gekauft und berietben heiter und angeregt, auf welche Plätze in ihrem Garten sie dieselben, pflanzen wollten.

Ich weiß nicht, wer die beiden waren, doch vermuthe ich daß die Dame eine allbekannte Klaviervirtuosin gewesen ist, denn wenn jenes alte Spinett auch größere Vorzüge besaß, als ich mir träumen ließ, so gehörte doch immerhin eine hohe und ausgereifte Kunst dazu, um ihm solch' unvergleichliche Töne zu entlocken, wie ich sie damals vernommen.

Denn Personen, die nur eine durchschnittliche Fertigkeit im Klavierspielen besitzen, wissen mit jenen alten Instrumenten nichts anzufangen. Man begreift es einfach nicht mehr, wie Komponisten von unsterblichen Namen, gleich Mozart, Haydn und Gluck über sie in Entzückung zu gerathen vermochten. Und doch waren diejenigen, deren sie sich beim Komponiren bedienten, schon außerordentlich vervollkommnet gegenüber den allerältesten klavierähnlichen Instrumenten.

Zu diesen sind im weiteren Sinn alle mit Saiten ausgestatteten, auf denen der Ton durch Anschlagen mit den Fingern erzeugt wird, zu zählen. Wann die ersten von ihnen angefertigt wurden, weiß heute niemand mehr anzugeben, doch liegt der Zeitpunkt zweifellos sehr weit zurück, denn schon in Dichtungen aus dem elften Jahrhundert ist von dem „singenden Holz“ die Rede. Manche behaupten, daß darunter ein Tasteninstrument zu verstehen ist, andere freilich sind der Ansicht, daß die Bezeichnung auf Saiteninstrumente hinweist. Im großen und ganzen wird jedoch heutzutage das „Hackbrett“ als Stammvater des Klaviers angesehen. Dies bestand aus einem flachen viereckigen Kasten, über den Darmseiten gespannt waren, die man mit einem kleinen Hammer bearbeitete. Da man gewissermaßen auf jede einzelne Saite loshacken mußte, um einen Ton hervorzubringen, so nannte man dies Instrument Hackbrett. Es war im Mittelalter unter den fahrenden Leuten sehr beliebt, doch spielten es auch die Landsknechte in ihren Mußestunden. Um Mißverständnissen vorzubeugen, will ich bemerken, daß noch mehrere andere Instrumente und zwar solche abweichender, wie ähnlicher Konstruktion den gleichen Namen führten.

Die Bezeichnung Klavier wurde zuerst für das Tangentenklavier gebraucht, das bereits zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts existierte. Auch Luther war im Besitz eines solchen. Seinen Bau zu beschreiben, würde hier zu weit führen, es genügt nur zu sagen, daß es keineswegs so unvollkommen war wie man gemeiniglich annimmt und daß es an Stärke des Tones manche späteren, unter dem stolzen Namen Klavier bekannten Instrumente übertraf. So stellt das Klavizimbel, welches darauf folgte, einen entschiedenen Rückschritt dar. Seine Tasten standen mit Federposen in Verbindung und abgesehen davon, daß diese nur eine schwache Spannung aushielten und daher auch unmöglich einen starken Druck auf die Tasten gestatteten, litt auch die Klangbildung unter ihrem Vorhandensein. Beständig waren sie verbogen oder zerbrochen, und wer demnach nicht mit der inneren Technik des Instrumentes genügend vertraut war, um den Schaden repariren zu können, der mußte sein Klavizimbel die meiste Zeit unbenutzt dastehen lassen. Bei Landschullehrern trifft man noch heute zuweilen derartige Möbel. Allerdings haben verschiedene Fabrikanten den Versuch

gemacht, die Federposen durch anderweitiges Material, wie Fischbeinstäbe oder Metallröhrchen zu ersetzen, aber bemerkbare Resultate sind dadurch nicht erzeugt worden. Merkwürdigerweise ist die Bezeichnung „Klavizimbel“ nahezu in Vergessenheit gerathen; was im allgemeinen „Spinett“ genannt wird, ist streng genommen ein Federposenklavier.

In Wahrheit hat man unter dem Spinett — so getauft nach seinem Erfinder, dem italienischen Instrumentenbauer Spinetti — einfach ein tragbares Klavier ohne Beine verstanden, das man auf jeden beliebigen Tisch setzen konnte. Anfänglich fabrizirte man das Spinett allerdings auch mit Federposen, später aber mit Hämmern. Mit der Erfindung des Hammerklaviers beginnt eine neue Aera für unser Lieblingsinstrument. Allerdings waren die ersten Exemplare noch recht mangelhaft, es gab sogar Klavizimbels, die vor manchem derselben den Vorzug verdienten und auch das Beethovensche, auf dem der Meister gerade die mächtigsten seiner Schöpfungen zum Vortrag brachte, würde uns Kindern der Jetztzeit wenig imponiren. Das Hammerklavier Johann Sebastian Bachs dagegen war ein thatsächlich sehr schöner Flügel, auf dem es noch heute ein Vergnügen ist, zu spielen. Er war dazumal freilich auch einzig in seiner Art. Der König von Sachsen hatte ihn in Paris bauen lassen und dem Meister zum Geschenk gemacht.

In der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts waren die Tafelklaviere so ziemlich am gebräuchlichsten, um seine Mitte machten sie dann mehr und mehr den Flügeln Platz. Die Form derselben erschien im Vergleich zu unsern heutigen sehr lang, noch länger fast, als man gegenwärtig die Konzertflügel fabrizirt. Was unsere heutigen Klaviere anbetrifft, so hat das Pianino allen andern Formen den Rang abgelaufen, sein Ton kann sich im großen und ganzen zwar nicht mit dem des Flügels messen, doch wählt man es, weil es weniger Platz einnimmt, in Privathäusern lieber. Uebrigens sind vereinzelt schon vor sechzig bis achtzig Jahren Pianinos gebaut doch befand sich bei diesen der die Saiten enthaltende Kasten in aufrechter Stellung über dem Deckel des Instruments. Zuweilen hatte er die Gestalt einer Harfe, manchmal auch die einer Lyra. Die Saiten wurden meist durch einen mit Seide faltig überspannten Rahmen verdeckt.

Kuriositäten hat es auf dem in Rede stehenden Gebiet von jeher unendlich viele gegeben. Zu den merkwürdigsten gehörten die Nähtischklaviere, die Ende des siebzehnten Jahrhunderts vereinzelt auftraten, und, nachdem sie während eines vollen Säkulums in Vergessenheit gerathen waren, Ende des achtzehnten Jahrhunderts eine fröhliche Auferstehung erlebten. Das Klavierchen hat vollständig die Gestalt eines nicht einmal großen Nähtisches; wo sonst die Schublade eingefügt ist, befindet sich die Klaviatur, die sich herausziehen läßt; dahinter liegt der Resonanzboden. Da das Tischchen auch noch Fächer für Nähutensilien enthält, so kann man sich denken, wie fadendünn der Ton ist. Zu der gleichen Kategorie zählt das Schreibischklavier, das sich bei vornehmen Damen einer gewissen Beliebtheit erfreute. Beide Instrumente stellen nicht mehr und nicht weniger als elegante Spielereien dar. Eine lange Gefolgschaft hat das Spinett gezeitigt. Während es in seiner ursprünglichen Gestalt ein recht mäßiges Musikinstrument war, sind viele, zu denen es die Anregung gab, in ihrer Art bewundernswürth. Da es einmal tragbare Klaviere gab, so lag der Gedanke nahe, auf dem angebahnten Wege fortfahrend, solche herzustellen, die noch leichter und transportabler waren. Schon Friedrich der Große besaß sein Reiseklavier, das ihn auf allen seinen Feldzügen begleitete und noch heute existirt. In dessen kann es sich selbstverständlich nicht mit denen messen, welche sich in unserer Jetztzeit reisende Virtuosen zuweilen bauen lassen, um unabhängig von Ort und Zeit üben zu können. Ich habe einmal drei solcher Instrumente gesehen, die in einer renommirten Fabrik für einen vornehmen Herrn hergestellt waren. Das erste fiel nicht zu seiner Zufriedenheit aus; er wollte es an einem Riesen um die Schultern gehängt, bei seinen Spaziergängen mit sich

führen und dazu erwies es sich doch als zu groß und schwer. Das zweite dagegen mußte jedermanns Bewunderung erregen. Es hatte die Gestalt einer fünfundsechzig Zentimeter langen Harfe, an deren unterem Ende sich eine Klaviatur befand. Mitsamt dem Lederfutteral, in das es für gewöhnlich gesteckt wurde, wog es nicht mehr als ein mäßig gefüllter Rucksack, trotzdem hatte es einen herrlichen vollen Klang. Sein Besitzer nahm es stets bei Fußwanderungen mit, ohne daß es ihn sonderlich belästigte. Es machte einen seltsamen Eindruck, wenn man mitten im Walde die rauschenden Akkorde der „Sonate pathétique“ hörte und dann näherkommend, den Herrn auf einem Baumstamm sitzen sah, mit seinem Klavierchen auf den Knien. Das dritte Instrument war nun gar ein wunderliches Ding. Es präsentirte sich dem Auge buchstäblich nur als eine bandartige Klaviatur, die sich zusammenlegen ließ. Da die Tasten ungewöhnlich dünn und kurz waren, so vermochte man erst nach längerer Übung darauf zu spielen. Infolge der außerordentlich geringen Ausdehnung des Resonanzbodens war der Ton sehr schwach, aber zur Gesangbegleitung that es dennoch gute Dienste. Es wurde in einem Lederkasten, der noch nicht die Größe eines Foliobandes erreichte, aufbewahrt, und ein Besitzer pflegte es „mein Taschenklavier“ zu nennen. Das harfenförmige parabolirte dagegen unter dem stolzen Namen „Flügel“. Vorräthig dürften derartige Instrumente wohl in keiner Pianofortefabrik sein.

Neuerdings hat man ja wohl wiederholt versucht, auch den großen Instrumenten eine von der allgemein üblichen Form abweichende zu geben, um sie dem Stil unserer Wohnungsausstattungen besser anzupassen, aber im großen und ganzen hat das Publikum sich an diese ungewöhnlich aussehenden Klaviere nicht zu gewöhnen vermocht. Am meisten sind noch in England Schrank- und Bureaupianos gebräuchlich. Bei uns wird in letzter Zeit wieder ab und zu ein Taschenklavier fabrizirt. Die kostbarsten Klaviere bleiben aber doch nach wie vor die Flügel.

(Nachdruck verboten.)

Eine Nachtvision und ihre Folgen.

Nach dem Französischen von Elvira Weiß.

M. und W. saßen im Kurgarten von Wiesbaden rauchend und plaudernd beisammen.

W. schlürfte eben das letzte Tröpflein Kaffee aus seiner Tasse, als sein Freund M., ein junger talentvoller Maler, etwas zögernd die Frage an ihn stellte:

„Glaubst Du an Träume?“

„Lieber Freund,“ antwortete W. lachend, „stelle solch einfältige Fragen an andere Leute, von mir erhältst Du keine Antwort darauf. Ich habe eine alte Tante, die immer träumt, und wenn sie zuweilen ihre Träume erzählt, so wird mir angst und bang dabei. Du weißt also, woran Du bist.“

„Aber höre nur, was ich Dir erzählen will,“ fuhr M. fort, „ich weiß ja garnicht, ob es ein Traum gewesen ist!“

„Nun, wenn es sein muß,“ meinte W. seufzend, „werd' ich wohl stille halten müssen. Laß hören!“

„Ich träumte vergangene Nacht,“ begann M., „daß eine Frau an mein Bett kam und mich küßte.“

W. lachte laut auf.

„Ach, wenn mir nur auch einmal dergleichen träumen würde,“ bemerkte er, „mir war ein solches Glück bisher noch nicht beschieden.“

„Das Sonderbare bei der Sache ist,“ fuhr M. fort, „daß mein Traum sehr lebhaft war. Ich sah eine weibliche Gestalt in mein Zimmer treten, sich meinem Bette nähern und nachdem sie mich eine Zeit lang betrachtete, neigte sie sich über mich und küßte mich auf den Mund.“

W. seufzte schwer auf.

„In demselben Augenblicke erwachte ich und fühlte den Kuß noch auf meinen Lippen. Ich sprang aus meinem Bette, drehte das elektrische Licht an und rief: Wer ist da? Keine Antwort. Ich durchsuchte jeden Winkel des Zimmers, trat auf den langen Hotelkorridor, es war aber niemand zu sehen und zu hören! Es muß also ein Traum gewesen sein, der lebhafteste, den ich jemals geträumt habe. Ich sah die Frauengestalt deutlich auf mich zukommen, ihr Gesicht war das hübscheste, das ich jemals gesehen habe und ihre Augen schienen schelmisch zu lachen. Die ganze Erscheinung machte einen solchen Eindruck auf mich, daß ich mein Skizzenbuch zur Hand nahm und den Kopf so zeichnete, wie er mir in der Erinnerung vorschwebte. Ich habe die Zeichnung in der Tasche, hier kannst Du sie sehen.“ W. nahm das Skizzenbuch aus der Hand seines Freundes und schien bei dem Anblicke der Zeichnung ernstlich überrascht. „Verzeihe mir, alter Knabe,“ sagte er nach einer Weile, „ich hätte Dich einer solchen Meisterleistung nicht für fähig gehalten! Das ist in der That die beste Arbeit, die Du bisher gemacht hast! An Deiner Stelle würde ich den Kopf malen und das Bild „Nachtvision“ betiteln.“

„Ich habe auch schon daran gedacht,“ erwiderte der Künstler sichtlich geschmeichelt. „Dein Vorschlag ist wirklich nicht schlecht.“

Bald darauf lehrten die beiden Freunde nach Paris zurück. Raum saß M. wieder an seiner Staffelei, so machte er sich an die Ausführung des Bildes, denn das entzückende Frauenköpfchen hatte ihn die ganze Zeit nicht verlassen. Er wollte die Sache vom Halse haben. Nach einigen Tagen fleißiger Arbeit war das Porträt vollendet, ganz so, wie das Original ihm im Traume erschienen war.

Sie hatte den Kopf geneigt, als ob sie jemanden, sagen wir ein Kind, das im Bette liegt, küssen wollte. W. besuchte seinen Freund öfters, denn er nahm ein lebhaftes Interesse an dem Bilde.

Als der letzte Pinselstrich daran gethan war, betrachtete er es einige Minuten stillschweigend und rief dann aus: „Freund, das ist wirklich ein Meisterstück und ich rathe Dir, es im nächsten Salon aufzustellen, Du wirst Dir die erste Medaille damit holen.“

Der Künstler that, wie ihm sein Freund gerathen. Das Bild wurde zur Ausstellung angenommen, sehr günstig aufgehängt und erregte allgemeine Bewunderung. Schon am Eröffnungstage, dem „jour du Vernissage“ wurde es um einen sehr hohen Preis verkauft und M. war von diesem Tage an als ein bedeutender Künstler anerkannt.

Eines Tages, als er in seinem Atelier gerade an einem anderen Bilde malte, überbrachte ihm sein Diener eine Visitenkarte mit dem Namen Vicomte d'Humières. Der Besucher wartete den Bescheid des Malers garnicht ab, sondern folgte dem Diener in das Atelier. Er war ein großer, vornehm aussehender Mann in den besten Jahren, mit großer Sorgfalt gekleidet.

„Kann ich Herrn Ernst M. sprechen?“ frug er diesen in barschem Tone, was den Künstler ein wenig überraschte.

„Ich bin es selbst,“ antwortete M., „und stehe zu Ihrer Verfügung.“

„Ah, das ist recht,“ fuhr der Franzose fort, seinen Hut und Stock zur Seite legend und auf dem nächsten Stuhl Platz nehmend. „Ich bin gekommen, um mit Ihnen über keine besonders angenehme Sache zu sprechen, Herr M. Ich glaube, wir dürften uns schon seit längerer Zeit kennen.“

M. blickte verwundert auf die Karte des Fremden, die er noch immer in der Hand hielt.

„Ich habe die Ehre, mit Herrn Vicomte d'Humières zu sprechen?“ sagte er nach einer Weile des Nachdenkens.

„Der bin ich,“ erwiderte der Graf.

„Sollte ich jemals das Vergnügen gehabt haben, mit Ihnen in Berührung gekommen zu sein, so bedaure ich unendlich, es ganz vergessen zu haben.“

„Es handelt sich garnicht darum, ob wir uns jemals zuvor gesehen haben,“ fuhr der Graf erregt fort, „ich glaube aber trotzdem, daß Ihnen mein Name nicht unbekannt ist.“

M. besah noch einmal die Karte des Besuchers.

„Ich bedaure Herr Graf, ich habe Ihren Namen niemals zuvor gehört.“

„Was Sie da nicht sagen,“ lachte dieser höhniſch. „Sie haben also meinen Namen niemals zuvor gehört?“

Dem Fremden ſchien das Blut in den Adern zu kochen.

„Wäre es möglich, daß ſie für ihre Abenteuer einen anderen Namen gewählt haben ſollte?“ ſagte er zu ſich ſelbſt. — „Nein, das iſt unmöglich. Ich halte ſie zu vielem fähig, aber dazu doch nicht.“

Er muſterte den Künſtler mit ſcharfen Blicken und fuhr dann fort:

„Herr M., Sie werden mich hoffentlich für nicht allzu indiſkret halten, wenn ich Sie frage, in welchen Beziehungen Sie zu meiner Frau ſtehen?“

„In Beziehungen — ſagten Sie, in Beziehungen — zu Ihrer Frau?“

„Sowohl, zu meiner Frau!“

„Verzeihen Sie, ich habe nicht die Ehre, Ihre Frau zu kennen. Ich wußte bis jetzt nicht, ob Sie überhaupt verheiratet ſind.“

„Nur keine Ausflüchte, Herr M.,“ ſiel der Graf abwehrend ein. „Ich wußte auch nicht, daß Sie mit meiner Frau in ſo traurem Verhältniſſe ſtehen, bis ich mich dieſen Morgen bei einem Beſuche des ‚Salon‘ ſelbſt davon überzeugte.“

„Im Salon?“ frug M. erſtaunt.

„Ja, ſtellen Sie ſich nur nicht gar ſo verwundert, der Beweis hängt ja dort an der Wand.“

„Herr Graf, erklären Sie mir, was Sie damit meinen,“ bat der Künſtler in einem Tone von Unſchuld.

„Die Sache iſt leicht erklärt,“ erwiderte der Fremde.

„Sie haben ein Gemälde im Salon ausgestellt, nicht wahr, Herr M?“

„Gewiß.“

„Dieſes Gemälde iſt ein Porträt.“

„Sie irren ſich, Herr Graf, es iſt kein Porträt.“

„Es iſt ein Porträt,“ brauſte der Graf auf, „und zwar das meiner Frau.“

„Ein Porträt Ihrer Frau?“ ſagte M. lachend, „Sie träumen wohl?“

„Ich träume keineswegs, leider iſt die Sache nur zu wahr,“ ſchrie der Graf, ſich auf den Künſtler loſtſtürzend.

„Langſam, langſam,“ ſagte dieſer, „beruhigen Sie ſich, ſonſt müßte ich meinen Diener rufen, um Ihnen den Weg aus dem Zimmer zu zeigen.“

„Geben Sie ſich keine Mühe,“ ſchnaubte der Graf, ſeinen Hut und Stock nehmend, „es bedarf deſſen nicht, aber ich komme wieder. In einer Stunde bin ich zurück, mit meinem Freunde, der dieſen Morgen mit mir die Ausſtellung beſucht hat. Das Weitere wird ſich finden.“

Mit dieſen Worten verließ er das Atelier.

Der Künſtler, der noch immer die Karte des Grafen in der Hand hielt, konnte aus dem Vorfall nicht recht klug werden.

„Die Sache verſpricht recht intereſſant zu werden,“ ſagte er zu ſich, und legte die Karte auf den Tiſch, an welchem er ſaß. „Es war doch gewiß nur ein Traum, allerdings der lebhafteste, den ich jemals geträumt habe! — Wenn es aber doch kein Traum geweſen ſein ſollte?“ fuhr er plötzlich auf. „Was könnte aber dieſe Frau veranlaßt haben, gerade in mein Zimmer zu kommen und mich zu küſſen?“

Unwillkürlich warf er einen Blick in den Spiegel gegenüber und fuhr mit den Fingern durch ſeine dichten Locken. Er mochte ein Weilchen mit ſeinen Träumereien verbracht haben, als es an

die Thür klopfte und in demſelben Augenblicke eine elegant gekleidete Dame in das Atelier trat.

Der Künſtler war vor Verwunderung ſtarr: Vor ihm war daſſelbe hübsche Geſicht, welches er vor einigen Monaten im Traum geſehen hatte! Nur ſchien es ihm unter dem großen ſchwarzen Federhute, den die Dame trug, noch viel hübscher.

„Sind Sie Herr Ernst M.?“ frug ſie ihn in ſüßem, ſchmeichelndem Tone.

Der Künſtler war noch ſo außer Faſſung, daß er kein Wort hervorbringen konnte.

„Sind Sie denn nicht der Maler meines Porträts, Herr M.?“

Der arme Mann konnte mit beſtem Willen keinen Laut hervorbringen.

„Aber Herr M.,“ fuhr die Dame ungeduldig fort, „Sie ſind es doch, der mich ſo ausgezeichnet gemalt hat. Wie kann ich Ihnen nur für die große Ehre, die Sie mir dadurch erwieſen haben, danken?“

Dabei ſtredte ſie ihm ihre kleine zarte Hand entgegen mit den Worten:

„Erlauben Sie mir, Herr M., daß ich den Meiſter begrüße!“

M., noch immer unfähig, zu ſprechen, reichte ihr die Hand und ehe ſich der Künſtler nur beſinnen konnte, führte ſie dieſelbe an ihren Mund und küßte ſie.

M., ganz verlegen, zog ſie ſchnell zurück, wobei er die Worte ausſtieß: „Aber Madame!“

Die Dame fuhr fort:

„Ich war ſoeben mit einer Freundin im Salon, um mir die dort ausgestellten Gemälde zu beſehen. Plötzlich ſah ich mein Geſicht, mein eigenes Geſicht von einer Wand auf mich herabſehen. Welche Ueberräſchung! Mein Geſicht — aber um wie viel ſchöner, als es in Wirklichkeit iſt! Mein Geſicht von der Hand eines großen Künſtlers gemalt! Herr M., Sie haben mich zu unendlichem Danke verpflichtet. Erlauben Sie mir indeſſen nur eine Frage,“ bat die Dame, „wo und wann habe ich Ihnen denn zu meinem Porträt geſeſſen?“

Sie bemerkte die Verlegenheit, ja die Beſtürzung, in welche dieſe Frage den Maler zu verſetzen ſchien, denn ſie fügte bei:

„Geniren Sie ſich nicht, Herr M., ich bitte Sie darum, erzählen Sie mir ganz offen, wo Sie mich geſehen haben.“

„Ich ſah Sie im Traume, Madame,“ erwiderte der Künſtler.

„Im Traume? Wie ſonderbar! Darf ich Sie fragen, Herr M., wo und wie es doch war, daß Sie von mir träumten?“

„Es war vergangenen Sommer in Wiesbaden, im Hotel A.“

„In Wiesbaden, im Hotel A?“ rief die Dame verwundert aus. „Aber ich habe ja dort nur einen Tag und eine Nacht zugebracht!“

„Dann wird es wohl eben dieſe Nacht geweſen ſein, in der ich von Ihnen träumte; ich ſah Sie in mein Zimmer kommen, ſich meinem Bette nähern, und verzeihen Sie, Madame, wenn ich es ſage, Sie — Sie küßten mich.“

Bei dieſen Worten ſtieg der ſchönen Beſucherin das Blut ins Geſicht und ſie wandte ſich etwas ab, indem ſie das Taschentuch an die Augen drückte.

„Oh, dann waren Sie es!“ hauchte ſie nach einer Weile, den ich in jener Nacht“

Beide ſchwiegen einige Minuten.

Endlich begann der Künſtler, um die Dame aus ihrer Verlegenheit zu ziehen:

„Madame, wenn ich nicht irre, habe ich die Ehre, mit Frau Gräfin d'Humieres zu ſprechen?“

Helles Erſtaunen ſeitens der Gefragten.

„Woher wiſſen Sie denn meinen Namen?“ frug ſie, „haben Sie ſich vielleicht im Hotel in Wiesbaden nach mir erkundigt?“

„Gewiß nicht, gnädige Frau, ich hatte vor einer halben Stunde das Vergnügen, Ihren werthen Namen zum erſten male zu hören.“

„Und von wem?“ frug die Dame ungeduldig.

„Von Ihrem Herrn Gemal, dem Grafen d'Humières, gnädige Frau.“

„Von meinem Manne? Das ist ja wirklich amüſant,“ rief die Dame, in die Hände klatschend.

„Ach, gnädige Frau, ich verſichere Sie, Ihr Herr Gemal findet es garnicht ſo amüſant! Als er vor einer halben Stunde hier war, frug er mich, wieſo ich zu Ihrem Porträt gekommen ſei. Ich verſuchte ihm klar zu legen, daß es kein Porträt, ſondern eine Studie ſei. Ihr Herr Gemal ließ ſich aber abſolut nicht überzeugen.“

„Herr M.,“ ſiel die Dame beſorgt ein, „Sie haben ihm doch wohl nicht Ihren Traum erzählt? Ich bitte Sie dringend, nichts davon zu erwähnen!“

„Ich bin Ihrem Herrn Gemal die Erklärung ſchuldig geblieben,“ ſagte der Künſtler, „und ich werde ganz nach Madames Wünſchen handeln.“

„Sie müſſen mich wirklich für eine recht ſeltſame Perſon halten, Herr M., und ich fühle mich verpflichtet, Ihnen die ganze Sache aufzuklären.“

Raum hatte die Dame dieſe Worte geſprochen, als jemand heftig am Glockenzuge riß.

Der Künſtler ſprang erſchreckt auf.

„Frau Gräfin,“ ſagte er zu ſeiner Beſucherin, „ich glaube, das iſt Ihr Herr Gemal.“

Eine rauhe Männerſtimme, welche die Gräfin ſogleich erkannte, erſcholl im Korridor, und ohne ſich lange zu beſinnen, verſteckte ſie ſich hinter einer ſpaniſchen Wand, die in einer Ecke des Ateliers ſtand.

In demſelben Augenblicke betrat der Graf das Atelier, von einem Freunde begleitet, deſſen Nieſengeſtalt jene des Malers weit überragte, und der ſich anſcheinend nur mit Mühe zurückhielt, den Maler zu zermalmen.

„Herr M.,“ begann der Graf in gemeſſenem Tone, „erlauben Sie mir, daß ich Ihnen meinen Freund, Herrn Berang, vorſtelle.“

Beide verneigten ſich ſteif.

Des Künſtlers Gedanken waren hinter der ſpaniſchen Wand.

„Herr Berang,“ fuhr der Graf fort, „iſt mein Zeuge, daß das von Ihnen ausgeſtellte Gemälde ein Porträt meiner Frau iſt.“

„Ganz richtig,“ bemerkte Herr Berang.

„Nun, Herr M.,“ ſagte der Graf, „fordere ich Sie in Gegenwart meines Freundes auf, mir zu erklären, wie Sie zu dem Porträt meiner Frau kommen.“

Dabei kreuzte er die Arme und ſtellte ſich vor den Künſtler.

M.'s Gedanken waren immer hinter der ſpaniſchen Wand.

„Was zum Kukud ſoll ich thun, wenn er ſie entdeckte?“ dachte er.

„Herr M., ich warte noch immer auf Ihre Antwort,“ ſchrie der Graf wüthend.

„Dann verzeihen Sie, Herr Graf, wenn Sie noch länger zu warten haben,“ verſetzte der Künſtler ruhig.

Herr Berang, dem das Blut in den Adern zu kochen ſchien, nahm nun das Wort.

„Freund,“ ſagte er, „es iſt beſſer, Du überläßt die Sache mir.“ Und dann zu dem Künſtler gewendet, fuhr er fort: „Herr M., ich erlaube mir, Sie um den Namen eines Ihrer Freunde zu fragen.“

„Um den Namen eines meiner Freunde, und warum? Wozu?“

„Um die Angelegenheit zu ordnen.“

„Was für eine Angelegenheit?“

„Sie ſcherzen wohl!“

„Iſt es möglich, daß Sie denken, ich würde mich herbeilaſſen, ein Duell mit Ihnen zu ſechten?“ frug der Künſtler ironiſch ſeinen Gegner.

„Ja, inſofern Sie ſich weiter weigern, meinem Freunde eine Aufklärung zu geben.“

„Herr Berang,“ fuhr der Maler lachend fort, „ich will Sie weiter nicht beleidigen, aber ich bitte Sie, mir zu glauben, daß wenn Sie und Ihr Freund die Abſicht haben, Dummheiten zu machen, ich nicht das Gleiche thun werde. Uebrigens kenne ich Sie nicht und habe auch keineswegs das Verlangen nach einer näheren Bekanntschaft mit Ihnen. Ich darf Sie deſhalb wohl erſuchen, mein Atelier zu verlaſſen.“

„Aber Herr . . .“

„Ja, und zwar ſofort, ſonſt müßte ich zu anderen Mitteln greifen.“

„Um mich hinauszurwerfen?“

„Wenn Sie ſich nicht beeilen, ſollen Sie ſich in einem Augenblick davon überzeugen.“

„Feigling!“ ſchrie Berang bebend vor Wuth.

Dem Maler ſtieg bei dieſen Worten das Blut zum Kopf. Er zauderte einen Augenblick, packte dann aber mit aller Wucht den Franzoſen bei den Schultern und ſtieß ihn nicht allzu höflich zur Thüre hinaus.

Graf d'Humières wollte gerade dazwiſchen kommen, um ſeinem Freunde beizustehen, als ſich die Thür öffnete und des Künſtlers Freund eintrat.

Dieſer konnte die augenblickliche Situation nicht begreifen und ſtarrte bald ſeinen Freund, bald die Fremden an.

„Ich bitte um Entſchuldigung,“ ſagte er nach einer Weile, „hoffentlich ſtöre ich nicht.“

„Im Gegentheil,“ bemerkte M., „Du kommſt gerade recht, eine ſehr lächerliche Geſchichte iſt ſoeben vorgefallen.“

„Dem Anſcheine nach iſt ſie garnicht ſo lächerlich,“ bemerkte W.

„Freund, Du kennſt doch das Gemälde, ‚Eine Nachtviſion, betitelt, das ich im Salon ausgestellt habe?“ frug der Künſtler.

„Ja gewiß — und?“

„Dieſer Narr hier,“ ſagte M. auf den Grafen zeigend, „behauptet nun, es ſei das Porträt ſeiner Frau.“

„Ah! dann war es wohl dieſes Herrn Gemalin, welche in der Nacht in Dein Zimmer kam und Dich — küßte?“

Dem Künſtler wich bei dieſen Worten alles Blut aus den Wangen. Am liebſten hätte er ſeinen Freund auf der Stelle erwürgt.

„So, ſo weit iſt es gegangen?“ ſchrie der Graf, „und Sie — Sie —!“ damit ſtürzte er mit geballten Fäuſten auf den Maler los.

„Aber Freund,“ ſchrie W., indem er zwiſchen beide ſprang, „warum erklärſt Du denn dem Manne nicht, daß Du ſeine Frau niemals geſehen haſt?“

„Ich wiederhole, ich werde dieſem Menſchen in keiner Weiſe Rechenschaft geben.“

„Sie verweigern alſo abſolut!“ ſtieß der Graf zitternd aus. Seine Geduld war zu Ende und wüthend packte er den Künſtler an der Kehle.

M. ſchien in dieſem Moment ſeine verſteckte Zuhörerin ganz vergeſſen zu haben, denn während er den Grafen abwehrte, drängte er ihn gegen die ſpaniſche Wand. Dieſe ſchwankte hin und her und fiel dann mit einem male zu Boden, eine Wolke von Staub aufwirbelnd. Die Gräfin, deren Anweſenheit ſo plötzlich entdeckt wurde, ſtand mit der unſchuldigſten Miene der Welt hinter der gefallenen Wand und lachte.

Keinem der Herren war es möglich, nur ein Wort zu ſprechen, ſie ſtanden regungslos da und einer ſtarrte den andern verwundert an.

Endlich brach die Dame das peinliche Stillſchweigen.

„Bon jour, lieber Philipp,“ ſagte ſie, ihrem Manne die Hand entgegenſtreckend.

„Elise, Du Ungetreue, was hast Du gethan!“ rief der Graf verzweifelt; dann sich zu seinem Freunde wendend, „warum tödte ich sie nicht?“

„Lieber Mann, ich bitte Dich, nur keine Komödie zu spielen,“ sagte die Gräfin lachend.

„Komödie, ja ich spiele Komödie — die Komödie der R-r-r-r-ache!“

Damit packte er den Künstler mit erneuter Wuth bei der Kehle.

Die Gräfin befreite den Armen bald aus der Umklammerung, indem sie mit eigener Hand die Finger des Grafen löste.

Zu dem Künstler gewendet, sprach sie dann:

„Es thut mir so unendlich leid, Herr M., daß sich mein Mann an Ihnen in solcher Weise vergreift. Statt Ihnen zu danken, daß Sie mein armes Gesicht so reizend verewigt haben, überhäuft er Sie mit Beleidigungen.“

„Ich fühle mich veranlaßt, meine Herren,“ fuhr sie fort, „die Sache anstelle des Herrn M. aufzuklären. Erinnerst Du Dich, mein lieber Philipp (dieser hätte in diesem Augenblicke alles andere, nur nicht „ihr Philipp“ sein mögen), während unserer letzten Reise hielten wir uns auch einen Tag und eine Nacht in Wiesbaden auf. An jenem Tage bliebst Du zu Hause, während ich mit Freunden ins Theater ging. Als ich nach dem Souper spät abends zurückkehrte, lagst Du schon im tiefsten Schlafe. Im Hotel angekommen, eilte ich nach unserem Zimmer, legte meinen Hut ab, näherte mich Deinem Bett und küßte Dich. In demselben Augenblicke bemerkte ich zu meinem größten Schrecken (verzeihen Sie, Herr M., wenn ich mich so ausdrücke), daß ich in ein anderes Zimmer gerathen war! Entsetzt ergriff ich wieder meinen Hut und eilte so rasch wie möglich davon. Ist es nicht so, Herr M.?“ frug sie den Künstler, ihm einen schelmischen Blick zuwerfend.

Dieser bestätigte es mit einer tiefen Verbeugung gegen sie. „Glaubst Du, daß die Sache sich so verhält?“ frug der Graf seinen Freund, der noch immer ganz verwundert dastand.

„Frage mich nicht, ich bitte Dich,“ antwortete dieser.

„Heute Morgen,“ begann die Gräfin nach einer kurzen Pause, „besuchte ich mit einer Freundin die Gemäldeausstellung im Salon. Ich war nicht wenig erstaunt, als ich dort mein Gesicht von einer Wand auf mich herablicken sah. Ich verließ die Ausstellung sofort, um dem Meister derselben (Herr M. verbeugte sich bei diesen Worten) persönlich zu danken, und zu erfahren, wo er das Original des Bildes gesehen haben mag. Und dabei, mein lieber Philipp, kamst Du und störtest meinen Besuch in solcher Weise!“

Seufzend hielt sie ihr Taschentuch vor das Gesicht.

„Wenn die Sache sich so verhält,“ rief der Graf, die Gräfin gerührt in seine Arme schließend, „dann verzeihe mir, meine theure Elise!“

Und sich zu dem Künstler wendend:

„Ich weiß kaum, in welcher Weise ich Ihnen mein tiefstes Bedauern über mein Benehmen auszudrücken vermag, verehrter Herr M.!“

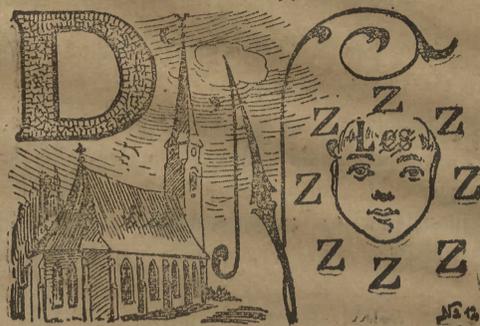
Dieser aber streckte dem Grafen als Antwort lächelnd die Hand entgegen.

Bicomte d'Humieres drückte dieselbe mit Innigkeit und sagte: „Mein lieber Freund, ich hoffe, ich darf Sie in Zukunft so nennen, wollen Sie und Herr W. uns die Ehre geben, mit uns zu Mittag zu speisen?“

Lachend begab sich die ganze Gesellschaft in das nahe Hotel d'Orsay, um beim Dejeuner ein Glas Champagner auf das Wohl der Gräfin zu leeren.

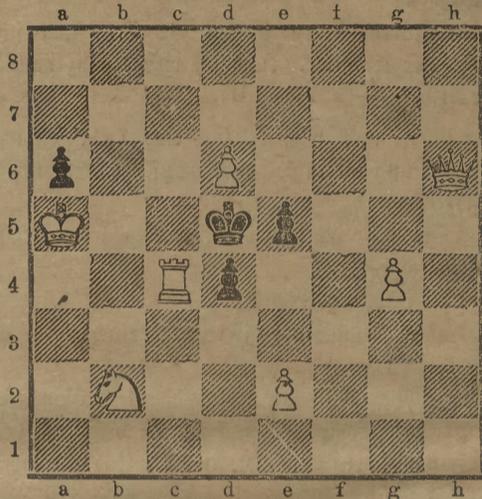
Räthselcke.

Bilderräthsel.



Schachaufgabe.

Von D. Nemo in Wien.



Weiß.

(7+4)

Weiß zieht an und setzt mit dem 2. Zuge matt.

Auflösung des Bilderräthfels: Hufeisenmagnet.

Auflösung des Räthfels: Stab, Staub.

Auflösung des Kapselräthfels.

Wer will, was er kann, ist ein ganzer Mann.

Auflösung des Zahlenräthfels.

Paul
Erna
Rain
Kern
Arzt
Akka
Anna
Iran
Linz
Erle
Arve
Lava
Lena

Auflösung des Scherzräthfels: Montage.

Auflösung der Skataufgabe.

Kartenvertheilung:

W. a, dB, a10, K, 9, 8, 7; cK, 9, 8.
M. bB, aA; b10, K, 9; cA, 10; dA, 10, K.
S. cB, aD; bA, 7; cD, 7; dD, 9, 8, 7.
Stat: bD, 8.

Spiel:

1. W. aB, aA, aD. 2. W. a7, bB, cB (-4).
3. M. cA, cD, cS (-14). 4. M. c10, c7, c9 (-10).

Die andern Stiche nimmt der Spieler und die Gegner sind sonach nur bis 28 gekommen; sie gelangen nicht aus dem Schneider, auch wenn H beim 1. Stich seinen cB zugeben wollte. Hätte M tournirt, würde er 6 Trümpe, und in den drei andern Farben die höchsten Blätter gehabt haben, so daß er die Gegner nicht aus dem Schneider kommen zu lassen braucht.

Nichtige Lösungen gingen ein von: Arthur Nibel, Erich Ollig, Bollmann, Helene Abraham, Franziska Gröger, F. Bock, Martha Schulz, Alfons Schliep, Hesse, Pansegrau, Kurt Meierfeldt, Erich Volk, Hans Kuhl, Alfred Gähler, Johannes Schellong, Siegfried Alexander, Willi Modranz, Erna Unger, Willi Gelzer, Becker, Sitorzki, Arthur Widtke, Geo Budzbon, Erwin Schneider, M. Chazkel, Karl Weber, Margarete Daebel Bromberg, Ella u. Käthe Engelhart Essen-Nuhr, L. Broschmann, Selma Hoffmann, Ciesla Werner, Kretschmer, G. Töpfer, Wilhelm Seibe, Georg Töllmer, Herbert Samuilowits Bromberg.